

Das Buch

Berlin im Sommer 1945: Der fünfzehnjährige Ben, der nahe der U-Bahn-Station »Onkel Toms Hütte« in einem von den Amerikanern besetzten Viertel aufwächst, sammelt zwischen den Bahnhofsgleisen Zigarettenkippen für den Schwarzmarkt und stößt dabei auf die Leiche einer jungen Frau, die brutal misshandelt und erwürgt wurde. Inspektor Dietrich, der mit dem Fall betraut wird, sieht sich mit einem Serienmörder konfrontiert, dem in kurzer Zeit drei weitere Frauen zum Opfer fallen. Sie alle – eine UFA-Schauspielerin, eine Psychiatriekrankenschwester, eine Prostituierte und eine junge Adlige im Auswärtigen Amt – verbindet, trotz der unterschiedlichen Milieus, nicht nur ihr Aussehen, sondern eine enorme Leidensfähigkeit und Willenskraft. In ONKEL TOMS HÜTTE, BERLIN schildert Pierre Frei die außergewöhnlichen Schicksale dieser couragierten, lebhungrigen Frauen und macht zugleich die Sehnsüchte der Zeit, die Gewissenskonflikte und bittersüßen Wendungen erfahrbar. Ein authentischer und bis zur letzten Seite fesselnder Roman.

Der Autor

Pierre Frei, Jahrgang 1930, wuchs im Viertel um den Berliner U-Bahnhof »Onkel Toms Hütte« auf. Seine ersten Kurzgeschichten veröffentlichte er als 16-jähriger Gymnasiast. Das folgende Studium der Publizistik verdiente er sich mit Zeitungs- und Rundfunkreportagen. Als freier Auslandskorrespondent berichtete der Autor später aus Rom, Kairo, New York und London, ehe er sich auf eine Farm in Wales zurückzog. Seit 1990 lebt der passionierte Reiter auf seinem Château im Südwesten Frankreichs.

PIERRE FREI

Onkel Toms Hütte, Berlin

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

2. Auflage

Umwelthinweis:

Dieses Buch ist auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Der Karl Blessing Verlag und der Wilhelm Heyne Verlag sind
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Taschenbucherstausgabe 07/2005

Copyright © 2003 by Karl Blessing Verlag GmbH München

Copyright © dieser Ausgabe 2005

by Wilhelm Heyne Verlag, München

Printed in Germany 2007

Umschlagillustration: mauritius-images/SuperStock

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München, unter

Verwendung des Originalumschlags von Network

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 3-453-43113-8

www.heyne.de

Für Catherine-Hélène

Der Junge ließ den Soldaten nicht aus den Augen. Der Amerikaner zog die letzte Lucky Strike aus der Packung und warf die leere Hülle achtlos auf die Gleise. Er zündete sich die Zigarette an und wartete, dass die von Krumme Lanke einlaufende U-Bahn hielt. Der Junge überlegte. Wenn der Ami nur die eine Station bis Oskar-Helene-Heim fuhr, würde er die halb gerauchte Zigarette dort nach dem Aussteigen in hohem Bogen wegschnipsen, und er konnte sie aufsammeln.

Ein Dutzend Kippen dieser Länge, das Aschenende mit einer Rasierklinge sauber abgeschnitten, brachte vierzig Mark. Fuhr der Ami jedoch weiter, war die Aussicht auf Ernte trübe, weil er den begehrten Stummel am Boden des Waggons zertreten oder aus dem sommerlich offenen Fenster katapultieren würde. Die Amerikaner waren in solchen Dingen völlig unbekümmert.

Ebenso unbekümmert hatte der Quartiermeister der US Army eine Quadratmeile um den U-Bahnhof Onkel Toms Hütte mit Stacheldraht eingezäunt und für die deutschen Fahrgäste nur einen schmalen Zugang gelassen. Auch die Ladenstraßen an den beiden Längsseiten des Bahnhofs wurden »Off Limits« erklärt und zum Einkaufszentrum der ringsum in den beschlagnahmten Wohnhäusern einquartierten Soldaten.

Jahrzehnte zuvor hatte ein Gastwirt sein Ausflugslokal im nahen Grunewald nach Harriet Beecher-Stowes Rührgeschichte »Onkel Toms Hütte« benannt, ein Name, den die Berliner Verkehrsgesell-

schaft Ende 1929 für ihre neue U-Bahn-Station übernahm. Den amerikanischen Besatzern des Jahres 1945 wurde »Aankel Taam« schnell ein fester Begriff.

Die U-Bahn hielt. Der Ami stieg ein, die Zigarette im Mundwinkel, und lehnte sich lässig gegen eine Haltestange. Ein nachfolgender Fahrgast schloss die Tür. Der Beamte in der Bahnsteigmitte hob die Kelle. Der Zugbegleiter ganz vorn gab mit einem Klopfen gegen die Scheibe das Zeichen an den Fahrer weiter und schwang sich in den anrollenden Wagen.

Der Junge sah dem Zug nach. Er hatte sich gegen den Stummel entschieden. Sobald der mit der Kelle ihm den Rücken zukehrte, sprang er auf die Schienen und steckte die leere Zigarettenpackung ein.

Über ihm erschien der Kopf des Kellenmannes. »Was machst du da unten?«, fragte er unwirsch.

»Kippen suchen.«

»Und? Welche gefunden?« Der Mann dachte an seine leere Pfeife.

»Keine Kippen. Nur 'ne tote Frau.« Der Junge deutete gleichgültig neben die Gleise.

Der Fahrdienstleiter setzte sich auf die Bahnsteigkante, legte die Kelle hin und ließ sich ächzend herab. Aus einem der seitlichen Einstiege, durch die man gebückt zu den Kabeln unter dem Bahnsteig gelangte, ragten zwei schlanke Beine in zerrissenen hellen Nylonstrümpfen, an den Füßen braune Pumps mit weißen Blenden und hohen Absätzen, wie sie zur Zeit in den USA Mode waren. Auf dem weißen Leder waren dunkelrote Blutflecken.

»Das is 'ne Amerikanerin. Lauf und hol die Amis.« Der Mann kletterte wieder auf den Bahnsteig und eilte in sein Kabuff. Er riss den Hörer des Streckentelefon von der Gabel und kurbelte durch. »Krumme Lanke? Hier Fahrdienstleiter Onkel Tom. Wir haben eine Tote auf Gleis eins. Stoppen Sie die Züge aus Ihrer Richtung. Ende.«

Der junge Mann Benjamin, aber alle hießen ihn Ben. Er war ein dunkelblonder Bursche von fünfzehn, an dem die Ereignisse der letzten Monate scheinbar spurlos vorübergegangen waren: die Bomben der Engländer und Amerikaner, das Chaos der letzten Kriegstage, das Wüten der Roten Armee. Er hatte das Erlebte einfach in einer Schublade im Kopf abgelegt, um neuen Eindrücken Platz zu schaffen. Neu waren Glenn Miller, Chewing Gum, Hershey's Chocolate und meilenlange Autos, wobei der Buick Eight ganz vorne lag, gefolgt von De Soto, Dodge und Chevrolet. Neu waren grellbunte Schlipse und knöchelkurze enge Hosenbeine, Old Spice und Pepsi Cola. Das alles kam über Nacht: als die Russen vereinbarungsgemäß halb Berlin räumten und nun auch die westlichen Alliierten Einzug in die zerstörte Hauptstadt hielten.

Ben stieg die breite Treppe zu den Schaltern hinauf und trollte durch die Stacheldrahtpassage hinaus in die staubige Sommerhitze, die einen sofort durstig machte. Er entschied sich im Geiste für eine kalte Waldmeisterbrause. Wenn man den Bügelverschluss öffnete, knallte es verheißungsvoll, und die Kohlensäure stieg rauchend wie ein Dschinn aus der Flasche. Aber es gab keine Waldmeisterbrause, nur staubige Hitze, in der ein Geruch von DDT-Insektenspulver und Spearmint-Kaugummi hing. Seit dem Einzug der Amis roch alles anders.

Langsam schlenderte Ben zum Posten an der Einfahrt des Sperrgebietes. Eile wäre ein Zeichen von Betroffenheit gewesen. »Dead woman on the U-Bahn«, sagte er lässig.

»Okay, buddy. It better be true.« Der Posten griff zum Telefon.

Der Anruf kam von der Military Police. Inspektor Klaus Dietrich nahm ihn entgegen. »Ja, danke, wir kommen.« Er legte auf und rief: »Franke, den Wagen!«

»Wird gerade angeheizt. Das dauert 'ne gute halbe Stunde.« Kriminalmeister Franke wies aus dem Fenster auf den alten Opel am Bordstein, aus dessen Heck eine Art abgesägter Badeofen ragte, den

ein Polizist mit Holzresten lutterte. Erst wenn diese ausreichend schwelten, würde sich das zum Antrieb des Motors nötige Holzgas entwickeln. Benzin gab es für die Kriminalinspektion Berlin-Zehlendorf nicht.

»Wir nehmen die Fahrräder«, entschied Dietrich. Er war ein großer Mann von fünfundvierzig mit früh ergrautem Haar und infolge der Hungerrationen markanten Wangenknochen. Er trug einen grauen, zu weit gewordenen Zweireiher, den einzigen Anzug, den Inge aus der zerstörten Wohnung am Kaiserdamm hatte retten können. Das linke Bein zog er ein wenig nach. Die Prothese scheuerte bei warmem Wetter. Man hatte sie ihm im Hilfslazarett in der Zinnowaldschule angepasst, wo er das Kriegsende überdauerte. Eine Gefangenschaft blieb ihm wegen seiner Verletzung erspart. Schon im Mai durfte er nach Hause. Inge und die Jungs waren ganz in der Nähe bei den Eltern in der Riemeister Straße untergekommen. Inges Vater, Dr. Bruno Hellbich, hatte die Hitlerjahre zwangspensioniert, ansonsten aber unbehelligt überstanden. Danach kehrte er auf seinen Posten als sozialdemokratischer Bezirksrat ins Zehlendorfer Rathaus zurück und konnte dem Schwiegersohn eine Stellung als Inspektor bei der Kripo besorgen. Die Kriminalinspektion Zehlendorf brauchte einen kommissarischen Leiter. Dass Klaus Dietrich vor dem Krieg zweiter Mann in der Direktion der Wach- und Schließgesellschaft und politisch nicht vorbelastet war, machte das Fehlen des linken Unterschenkels und einer kriminalistischen Ausbildung wett. Im Übrigen fand er schnell heraus, dass sein gesunder Menschenverstand völlig ausreichte, um mit Schwarzhändlern, Dieben und Einbrechern fertig zu werden.

Sie erreichten den U-Bahnhof in einer Viertelstunde. Ihre Dienstausweise bahnten ihnen einen Weg durch die anwachsende Menschenmenge.

»Ach du Scheiße, mein Alter«, murmelte Ben und verdrückte sich.

Ein amerikanischer Offizier stand mit einem Militärpolizisten

und dem Fahrdienstleiter auf den Gleisen. Sie hatten die Tote neben die Schienen gebettet. Sie war blond und hatte ein schönes, ebenmäßiges Gesicht. Ihre blauen Augen starrten ins Nichts. Blutunterlaufene Strangulierungsmale kerbten sich in den zierlichen Hals. Klaus Dietrich deutete auf ihre Nylonstrümpfe, die kaum getragenen Pumps und das helle, modische Sommerkleid. »Eine Amerikanerin«, meinte er besorgt. »Wenn das ein Deutscher getan hat, gibt's Ärger.«

Kriminalmeister Franke kratzte sich am Kopf. »Irgendwie kommt mir ihr Gesicht bekannt vor.«

Der Offizier richtete sich auf. »Which of you guys is in charge here?«

»Inspektor Dietrich und Kriminalmeister Franke von der Kriminalinspektion Zehlendorf«, stellte Klaus Dietrich vor.

»Captain Ashburner, Military Police.« Der Amerikaner war groß und schlank, mit glattem blondem Haar. Ein hellwacher, intelligenter Blick traf den Deutschen. Er wies auf seinen Begleiter: »Das ist Sergeant Donovan.« Der Sergeant war untersetzt, mit kräftigen breiten Schultern und einem Bürstenhaarschnitt.

Dietrich hob den linken Arm der Toten. Das Glas ihrer Uhr war zersplittert, die Zeiger standen auf 22 Uhr und 42 Minuten. »Vermutlich die Tatzeit«, stellte er fest. Er winkte den Fahrdienstleiter heran. »Gestern Abend, gegen Viertel vor elf, wer hatte da Dienst?«

»Ich natürlich«, sagte der Mann beleidigt. »Bis zum letzten Zug um 22 Uhr 48, und wieder ab 6 Uhr früh. Man gönnt uns ja kaum noch Nachtruhe.«

»Warteten viele Fahrgäste auf den letzten Zug?«

»Ein paar Amis mit ihren Mädchen und zwei, drei Deutsche.«

»War die Tote unter ihnen?«

»Kann sein, kann nicht sein. Musste den Zug um 22 Uhr 34 nach Krumme Lanke abfertigen. Da sieht man sich die Fahrgäste nicht einzeln an. Nur dieser Verrückte mit Schutzbrille und Lederkappe

sprang mir sozusagen in die Pupille. Herr Pastor geht Ködem, dachte ich, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Schutzbrille und Lederkappe?«

»Wie ein Motorradfahrer, würde ich sagen. Aber ganz so genau sah ich ihn nun auch wieder nicht. Die Beleuchtung der hinteren Bahnsteighälfte ist seit Wochen im Eimer.«

»Er stand also im Halbdunkel.«

»Als Einziger, wenn Sie mich so fragen. Die anderen Fahrgäste warteten im Hellen.«

»Sahen Sie ihn einsteigen?«

»Nee. Ich muss ja dem Zugbegleiter vorne das Signal zur Abfahrt geben. Tschuldigung, der 11 Uhr 10.«

»Hey, Kraut, have a look.« Der MP-Sergeant reichte Dietrich eine Umhängetasche. »Keine Amerikanerin, sondern eine von euch. Karin Rembach, fünfundzwanzig. Arbeitet in unserem Dry Cleaning Shop da drüben.« Er wies durch das Trenngitter in die Ladenstraße. »Nylons und Schuhe hat vermutlich ihr Boyfriend für sie im PX gekauft. Soldat Dennis Morgan ist beim Signal Corps in Lichterfelde stationiert.«

Klaus Dietrich öffnete die Tasche. Ein Ausweis für deutsche Angestellte der US Army und ein Zettel mit Namen und Kasernenanschrift des Soldaten verrieten, woher die Weisheit des Sergeants stammte. »Ich würde diesen Morgan gerne vernehmen.«

»Ein Kraut will einen Amerikaner verhören? Hast du immer noch nicht kapiert, wer den Krieg gewonnen hat?«, bellte der Sergeant.

»Ich habe vor allem kapiert, dass der Krieg vorbei ist, und dass Mord jetzt wieder bestraft wird«, entgegnete Klaus Dietrich ruhig.

Einen Moment schien es, als würde der bullige Donovan auf ihn losgehen, aber sein Captain schaltete sich ein: »Ich werde Morgan befragen und Ihnen das Protokoll schicken. Sie schicken mir dafür den Obduktionsbefund. Eine Ambulanz unseres Medical Corps bringt die Tote, wohin Sie wollen. Goodbye, Inspektor.«

Der Kriminalmeister sah den Amerikanern nach. »Nicht sein freundlich, die Herren.«

»Das Vorrecht der Sieger. Franke, was halten Sie von dem Mann mit der Schutzbrille?«

»Entweder ein Verrückter, wie der Fahrdienstleiter meint, oder einer, der nicht erkannt werden wollte. Herr Inspektor, warum nennen die uns Kraut?«

Klaus Dietrich lachte. »Unsere transatlantischen Befreier meinen, wir Deutschen äßen nichts als Sauerkraut.«

»Mit Eisbein und Erbspüree.« Die Stimme des Kriminalmeisters hatte plötzlich einen sehnsüchtigen Klang. Eine Sirene kam näher und verstummte. Zwei G.I.s mit Rotkreuz-Armbinden trugen eine Bahre die Treppe runter. Das Leichenschauhaus in Berlin Mitte war ausgebombt und lag überdies im sowjetischen Sektor. Klaus Dietrich ließ die Tote darum ins nahe Krankenhaus »Waldfrieden« bringen. Sein Freund Walter Möbius war dort Chefarzt.

»Ich nehme sie mir später vor«, sagte Dr. Möbius. »Ich muss die Lebenden operieren, solange das Tageslicht reicht und anschließend weiter bis zur Stromsperre um neun Uhr. Wenn du unbedingt dabei sein willst – ab drei Uhr früh haben wir wieder Strom.«

Ein jüngerer Mann im feinsten Vorkriegs-Glencheck zündete sich vor dem U-Bahnhof lässig eine extralange Pall Mall an. Ben blickte neidisch auf die dicken Kreppsohlen seiner Wildlederschuhe. Er kannte ihn flüchtig. Hendrijk Claasen war Holländer und Schwarzhändler. Nur ein Schwarzhändler konnte sich so einen scharfen Anzug leisten. Ben wollte auch einen Glencheck-Anzug und Kreppsohlen. Er malte sich aus, wie er Heidi Rödel maßgekleidet auf zentimeterdicken Sohlen gegenübertreten würde. Dann war Gert Schlomm in seinen lächerlichen kurzen Lederhosen abgemeldet.

Der Junge trottete vom Bahnhof nach Hause, froh, eine Begegnung mit seinem Vater vermieden zu haben. Papa hätte Fragen

gestellt. In diesem Falle, wieso Ben tote Frauen auf U-Bahngleisen fand, statt in der Schule zu sein. Papa hatte eine leise, sarkastische Art, immer haargenau den wunden Punkt zu treffen.

Ben hatte nichts gegen die Schule an sich, nur gegen ihre Regelmäßigkeit. Das hinter ihm liegende Chaos hatte nicht nur Angst und Schrecken gebracht, sondern auch Abenteuer und Freiheit, und es fiel ihm schwer, sich wieder an eine festgefügte Ordnung zu gewöhnen.

Er steuerte das Haus von der Rückseite an, kroch in den Verschlag am Ende des Gartens und zog die Schultasche unter ein paar leeren Kartoffelsäcken vor. Seine Großmutter jätete an der Veranda Unkraut. Den Rasen hatte sie schon vor Monaten umgegraben und Tabak angepflanzt. Der Bezirksrat war ein starker Raucher. Sie trocknete die Blätter für ihn auf dem Herd. Es stank grässlich im ganzen Haus, doch das war das kleinere Übel. Hellbich war un-ausstehlich, wenn sein Körper vergeblich nach Nikotin lechzte.

»Bei Frau Kalkfurth gibt's eine Sonderzuteilung Margarine. Ralf steht schon an. Geh und löse ihn ab. Deine Mutter kommt später. Sie ist zum Schuster. Hoffentlich kann er die Sandalen deines Bruders nochmal reparieren. Der Junge läuft inzwischen in zerlöcher-ten Turnschuhen rum.«

»Okay.« Ben stieg die steile Treppe hinauf ins Dachzimmer, das er mit Ralf teilte. Er warf die Schultasche aufs Bett. Das leere Päckchen Lucky Strike legte er zwecks späterer Verwertung zu der Rasierklinge in die Tischlade, ehe er wieder runterging.

In der Küche war niemand. Er zog die linke Schublade aus dem Küchenschrank, langte in die Öffnung, schob den Riegel nach unten und drückte die verschlossene Tür von innen auf. Inge Dietrich verwahrte unten im Schrank die Brotrationen der Familie: morgens und mittags für jeden zwei trockene Scheiben. Abends gab es »warm«.

Ben säbelte sich eine extradicke Scheibe ab und klemmte sie zwischen die Zähne. Er tat den Laib zurück in den Schrank,

machte die Tür zu und zog den Kiegel hoch. Er setzte die Schublade wieder ein. Dann trabte er los, den schlangestehenden kleinen Bruder abzulösen. Unterwegs verzehrte er seine Beute mit möglichst kleinen Bissen. Das verlängerte den Genuss.

Frau Kalkfurths Laden befand sich im ehemaligen Wohnzimmer eines Reihenhauses »Am Hegewinkel«. Andere der kleinen Straßen mit den bunten Eigenheimen hießen »Hochsitzweg«, »Lappjagen« oder »Auerhahnbalz«. Ein jagdbesessener Bezirksbürgermeister hatte sie einst so getauft. Die ans Haus gebaute Garage diente als Lager. Früher beherbergte sie das Familienauto. Die Kalkfurths hatten eine große Fleischerei im Osten Berlins. Inzwischen war die Fleischerei längst eine Ruine und das Automobil, ein »Adler«, nur noch Erinnerung.

Weil sie schon vor dem Krieg in der Branche tätig gewesen war, erhielt die Witwe Kalkfurth nach dem Zusammenbruch die kostbare Gewerbe genehmigung für ein Lebensmittelgeschäft. Ihr früherer Fleischergeselle Heinz Winkelmann stand hinter dem improvisierten Ladentisch. Sie selbst dirigierte das kleine Unternehmen vom Rollstuhl aus und klebte abends die Rationsabschnitte der Kundschaft auf große Bögen Zeitungspapier. Ein Vertreter der Zuteilungsstelle holte sie wöchentlich ab. Das Haus am Hegewinkel bewohnte sie alleine. Diskrete Gaben von Butter, Dauerwurst und Räucherspeck an den zuständigen Sachbearbeiter beim Wohnungsamt bewahrten sie vor der Einweisung Obdachloser.

Die Schlange vor dem Laden war endlos und grau. Viele der Frauen trugen alte Männerhosen und Kopftücher. Es gab keinen Friseur. Ralf stand ziemlich weit hinten. Er wischte mit einem abgebrochenen Zweig im Zickzack über den Gehsteig. Kalkfurths getigertes Kätzchen versuchte, den Zweig zu fangen. Das Spiel fand ein plötzliches Ende, als sich ein Dackel ganz am Ende der Schlange losriss und das Kätzchen attackierte. Es floh mit langen Sätzen in die Garage.

Ralf packte den kläffenden Hund am Halsband und zerzte ihn

zu seinem Besitzer. »Können Sie nicht auf Ihren Koter anpassen?«, rief er mit heller Stimme.

»Nicht frech werden, mein Junge. Lehmann, sitz.« Der Mann nahm den Dackel an die Leine.

Ralf lief in die Garage, vor deren rückwärtigem Teil sich alte Gemüsekisten und zerbrochenes Mobiliar zu einem undurchdringlichen Wall türmten. »Mutzi, Mutzi«, lockte er. Klägliches Miauen antwortete ihm von der anderen Seite. Nirgends war ein Durchkommen. Oder doch? Die verschimmelten Türen des Kleiderschranks vor ihm hingen schräg in ihren Angeln. Die Rückwand war geborsten. Der Junge zwängte sich durch. Die kleine Katze kauerte im Halbdunkel auf einer zerschlissenen Steppdecke. »Komm, Mutzi. Der doofe Dackel is längst wieder an der Leine.« Er hob das verängstigte Tier auf. Es hatte sich so festgekrallt, dass es die Steppdecke mitnahm. Der Sattel eines Motorrades kam zum Vorschein. Vorsichtig befreite der Junge das Tierchen. Er legte die Decke wieder an ihren Platz und kroch mit seinem Schützling ans Tageslicht.

»Da biste ja endlich«, begrüßte ihn Ben vorwurfsvoll. »Wo stehst du?«

»Hinter der mit dem grünen Kopftuch.« Ralf ließ die Katze frei und trollte sich. Ben stellte sich widerwillig an seinen Platz. Er hasste es, anzustehen.

Er verkürzte die Wartezeit, indem er sich ausmalte, ein Mann in weißer Jacke mit dampfendem Würstchenkessel vor dem Bauch käme vorbei, wie damals im Strandbad Wannsee. Da war er noch ganz klein, und es gab keinen Krieg. Er meinte das quatschende Geräusch zu hören, mit dem der Mann den Senf aus dem Hahn auf den Pappteller drückte. Irgendwie klang es herrlich unanständig.

Seine Mutter kam gegen sechs. Meister Gritscher hatte Ralfs Sandalen zum zigsten Mal repariert. »Ein richtiger Zauberer«, sagte sie zur Nachbarin. »Geh, mach deine Hausaufgaben«, mahnte sie den Sohn. »Nimm deinen Bruder mit.«

»Was dar's denn Schönes sein, Frau Dietrich?« Winkelman strahlte gesund und satt über den Tresen. Er saß an der Quelle.

»Hundertfünfzig Gramm Eipulver, ein Brot und die Sonderzuteilung Margarine. Können Sie das Eipulver als Vorschuss auf die Ration nächste Woche anschreiben?«

»Da muss ich erst die Chefin fragen. Frau Kalkfurth, kommen Sie mal?«, rief er nach hinten.

Martha Kalkfurth hatte grau durchwobene dunkle Locken und ein alterslos glattes rundes Gesicht mit Doppelkinn. Sie saß schwer in ihrem Rollstuhl, den sie geschickt zwischen Säcken mit Trockenkartoffeln und Kartons voller Tüten Ersatzkaffee hindurchlenkte.

»Kann Frau Dietrich hundertfünfzig Gramm Eipulver anschreiben?«

»Bitte, Frau Kalkfurth, es ist nur bis Montag, da gibt's neue Karten.«

Martha Kalkfurth schüttelte den Kopf. »Bei mir gibt es keine Extrawurst, auch wenn Ihr Mann bei der Polizei ist.« Sie wendete den Rollstuhl und fuhr wieder nach hinten.

Ben fand seinen Bruder vor der Eisdielen der Amis. Einer beugte sich zu ihm runter und gab ihm eine große Portion Ice Cream. Ralf hatte meistens Erfolg mit seiner Bettelei, weil kaum einer seinem Engels Gesicht widerstehen konnte. Sie löffelten das Vanille- und Schokoladeneis auf dem Heimweg mit den beigegebenen Waffeln. Das Leben war okay.

Aus dem »Club 48« drangen die weichen Klänge der »Starlight Melody« und der verlockende Duft gegrillter Steaks und weckten unerfüllbare Sehnsüchte in den vorübereilenden Deutschen. Die US Engineers hatten den Bau aus Fertigteilen in drei Tagen zusammengeschaubt und in einer Woche komplett mit Küche, Cocktailbar, Tischen und Tanzfläche ausgestattet.

Der Kommandant des American Sector of Berlin, ein Zweisternegeneral aus Boston, hatte den Club an die einfachen Solda-

ten und Unteroffiziere übergeben und mit seiner Frau eine Einheitsrunde getanzt, bevor er sich erleichtert ins nahe Harnackhaus zurückzog, wo die höheren militärischen und zivilen Chargen ihre Dry Martinis tranken.

Jutta Weber arbeitete in der Küche des »Fortyeight«. Die hübsche blonde Dreißigjährige schälte Kartoffeln, spülte Geschirr und schleppte die schweren Töpfe und Pfannen, in denen der Mess Sergeant Jack Panelli und seine Köche Konserven und Tiefgefrorenes zu herzhafter Kost ohne sonderliche Raffinesse verarbeiteten.

Gegen elf Uhr fuhr sie nach Hause. Die Fahrradlaterne erhellte schwach ihren Heimweg durch die Argentinische Allee. Die Häuser lagen im Dunkeln. Bis drei Uhr früh war Stromsperre im Viertel. Danach kam Steglitz dran. Die zur Hälfte zerbombten Turbinen der Stadtwerke und die Kohlenknappheit zwangen zur Rationierung der Stromversorgung. Aus der Nacht tauchte ein später Fußgänger auf. Jutta betätigte die scheppernde Klingel am Lenker, aber er kam direkt auf sie zu. Sie wich aus, schrammte mit dem Vorderrad den Bordstein und verlor das Gleichgewicht. Einen Moment lag sie hilflos auf dem Pflaster. Scheinwerfer näherten sich und streiften für den Bruchteil einer Sekunde das Gesicht über ihr. Die Gläser einer großen Schutzbrille blinkten. Doch schon verschwand das Gesicht wieder in der Dunkelheit.

Ein offener Jeep hielt. Der Fahrer sprang heraus. »Everything okay?« Er half ihr auf die Beine. Sie erkannte die Abzeichen eines Captains und die Armbinde der Military Police. Er war sehr groß, etwa eins neunzig, schätzte sie.

»Everything okay«, versicherte sie. »I'm on my way home. I work at the Fortyeight.« Sie wies ihren Ausweis als deutsche Army-Angestellte vor, der ihr den Heimweg auch nach der Sperrstunde gestattete. In der Nähe startete ein Motorrad und entfernte sich schnell.

»Ihre Lampe ist nicht sehr hell. Da kann man leicht ein Hinder-

ins übersetzen.« Offenbar hatte er den Mann mit der Schutzbrille nicht bemerkt. »Ich fahre Sie nach Hause.«

»Das ist wirklich nicht nötig«, wollte sie ablehnen, aber da hatte er ihr Rad schon hinten auf den Jeep geladen, und es blieb ihr nichts übrig, als einzusteigen.

»Where do you want to go?«

»Geradeaus und rechts in die Onkel-Tom-Straße.«

Er fuhr an. Sie musterte ihn von der Seite. Viel von seinem Gesicht war unter dem Helm in der Dunkelheit nicht zu sehen. »Sind Sie immer so spät dran?« Er hatte eine ruhige, männliche Stimme, die ihr Vertrauen einflößte. Ein bisschen wie Jochen, dachte sie wehmütig.

»Ich habe nie vor elf Uhr Schluss. Außer mittwochs. Da komme ich schon um sieben raus.«

»Sie sollten nachts sehr vorsichtig sein. Man kann nie wissen, wer sich in der Finsternis rumtreibt.« Er bog in die Onkel-Tom-Straße ein. Nummer 133 war eines der zweistöckigen Wohnhäuser auf der rechten Seite, die ein farbenfreudiger Architekt in den zwanziger Jahren hatte bunt bemalen lassen. Er half ihr aus dem Fahrzeug und lud das Rad ab.

»Thanks, Captain. You were a great help.«

»It was a pleasure, Madam.« Er legte die Hand zum Gruß an den weißen Helm.

Netter Amerikaner, dachte sie. Sie schloss die Haustür auf, versperrte sie von innen und trug das Rad in den Keller, wo sie es mit Kette und Schloss sicherte. Leise ging sie hinauf. Nur die kleine Dynamolampe surrte, wenn sie den Hebel bewegte.

Die Wohnung oben links war frei geworden, nachdem ihr Mieter, ein NS-Ortsgruppenleiter, seine Frau und sich beim Einmarsch der Roten Armee erschossen hatte. Sie bestand aus drei Zimmern. Eines davon bewohnten die Königs mit ihrem zwölfjährigen Sohn Hans-Joachim. Jutta hatte das Zimmer daneben. In die Kammer gegenüber hatte das Wohnungsamt den frisch aus der Gefangen-

schnitt entlassenen Jürgen Brandenburg eingewiesen, einen kleinen dunkelhaarigen Endzwanziger im blauen Tuch der Luftwaffe.

Die Tür zum Zimmer der Königs stand offen. »Frau Weber, kommen Sie doch rein, setzen Sie sich, es wird gerade interessant«, rief Herr König aufgekratzt. Er schenkte Kartoffelschnaps ein. »Aus der Geheimdestille meines Bruders. Der hat in Steglitz einen Schrebergarten. Mögen Sie ein Gläschen?«

»Nein, danke, Herr König.«

»Also, wo waren wir, Herr Hauptmann?«

Brandenburgs schwarze Blindenbrille spiegelte das Kerzenlicht wider. Mit schräg aufgestellten Händen demonstrierte er einen seiner zahllosen Luftkämpfe: »Der Engländer kommt von oben aus den Wolken. Ein zweimotoriger Moskito. Ein gefährlicher Bursche mit drei Bordkanonen. Ich kurve seitlich weg. Er taucht an mir vorbei, braucht einen Moment, um wieder zu steigen. Ich warte, dass er an mir vorbeiklettert, und beharke seinen Bauch. Ratatata – Peng – Volltreffer. Er fliegt mir in tausend Stücken um die Ohren. Mein fünfundzwanzigster Luftsieg. Für den gab's das Ritterkreuz, und zwar von ›Ihm‹ persönlich.«

»Bravo!« Herr König war ganz aus dem Häuschen. »Das Ritterkreuz. Stellen Sie sich das mal vor, Frau Weber.«

Jutta blieb kühl: »Ich stelle mir lieber vor, dass das nun alles vorbei ist und dass ›Er‹ kein Blech mehr verteilt, sondern in der Hölle schmort. Haben Sie denn immer noch nicht genug von Ihren mörderischen Trapper- und Indianerspielen?«

Brandenburg sprang auf. »Das Blech verbitte ich mir.«

»Dann reden Sie auch keines, okay? Gute Nacht allerseits.« In ihrem Zimmer zündete sie eine Kerze an und trug sie ins Bad, zum Zähneputzen. Die starke amerikanische Zahnpasta überdeckte den scheußlichen Chlorgeschmack des Leitungswassers. Beim Einschlafen sah sie Jochen vor sich. Er war gleich zu Beginn des Krieges gefallen. Von nebenan tönnten angeregt die Stimmen der Männer. Nimmt das denn nie ein Ende?, dachte sie bitter.

Der Motorradfahrer war enttäuscht und argernich. Tage lang hatte er sein Opfer beobachtet, ehe er es für würdig befand. Sorgfältig, ja geradezu liebevoll hatte er es aus einem kleinen Kreis blonder, blauäugiger Anwärterinnen ausgewählt. Nicht jede hielt dieser Prüfung stand.

Ganz nah war er ihr schon gewesen, und dann hatte der Jeep alles zunichte gemacht. Wer weiß, wie lange er nun auf eine neue Gelegenheit warten musste.

Er sicherte nach allen Seiten, aber um diese Stunde hatte er nichts zu befürchten. Ungesehen brachte er die Maschine zurück in ihr Versteck, wo er auch Schutzbrille, Stulpenhandschuhe und Lederhelm verwahrte. Von da verlor sich sein Pfad in der Dunkelheit. Sein Heimweg war nicht weit.

Er ging gleich zu Bett, löschte das Licht und wartete geduldig auf den Traum. Der Traum war stets der gleiche: Er versank in den blauen Augen seiner Auserwählten, strich über ihr langes blondes Haar und küsste ihre schönen, vollen Lippen, die sich ihm bereitwillig öffneten. Sie seufzte, als er ganz zu ihr kam. Er war ein einmaliger Liebhaber, kraftvoll und ausdauernd. Doch wenn er erwachte, war er wieder der unbeholfene Tölpel, der nicht wusste, wie er sich einem Mädchen nähern sollte.

Auch mit Annie war es so gewesen. Annie, die in der Bäckerei-Konditorei Brumm gegenüber vom U-Bahnhof arbeitete. Endlose Sonntagnachmittage verbrachte er im Vorgarten, wo sie bediente, bestellte ungezählte Portionen Kaffee und Kuchen und folgte mit den Augen jedem ihrer Schritte. Seine viel zu großen Trinkgelder finanzierte er aus der Kasse des elterlichen Betriebes. Sie sagte artig: »Danke schön, der Herr«, und knickste. Er merkte nicht, dass sie sich lustig über ihn machte.

Er schenkte ihr Blumen und Schokolade und ein Paar Seidenstrümpfe, aber sie lachte nur: »Was du möchtest, ist 'ne Nummer zu groß für dich, mein Junge.« Sein rosiges Knabengesicht täuschte über sein Alter hinweg, er war schon fünfundzwanzig. Der

Diamantring aus dem Schmuckkasten seiner Mutter änderte die Lage. Sie steckte ihn an den Finger und sagte: »Komm morgen Abend rauf.« Sie wohnte in der Mansarde über der Konditorei.

Er kam am Montag spät mit seinem Motorrad von der Arbeit. Er hatte noch den Fleischerkittel an. Sie erwartete ihn schon. Ihr nackter Körper schimmerte hell im Schein der großen Kerze neben dem Bett. Er stand mit herabhängenden Armen da, wagte nicht, sie zu berühren, wusste nicht, wo er hinschauen sollte. Sie half ihm aus dem Kittel. Irgendetwas klirrte. »Was is'n das?« Er zeigte ihr verlegen die Kälberkette, die er in der Tasche vergessen hatte.

Mit flinken Fingern zog sie ihn aus. Als sie sein winziges Glied erblickte, prustete sie los. Dennoch bemühte sie sich redlich. Doch es half nichts, er war total verkrampft. Achselzuckend gab sie auf. »Komm wieder, wenn du erwachsen bist, mein kleiner Schlappschwanz«, spottete sie und zog sich an.

Er wollte ihr nicht wehtun oder sie gar verletzen. Er wollte nur, dass sie ihm gehörte, so war es abgemacht. Er packte sie. Sie bockte und trat nach ihm wie ein Kalb vor der Schlachtbank. Er griff nach der Kette, die noch jedes widerspenstige Kalb gezähmt hatte. Ihr Widerstand ließ rasch nach. Er riss ihr den Schlüpfer runter und drang mit Macht in sie ein. Die Kerze im Leuchter ersetzte seine Männlichkeit. Ihr Röcheln nahm er als Zeichen der Lust. Ein überwältigender Höhepunkt schüttelte ihn, während er in ihr wühlte und erst von ihr abließ, als sie sich nicht mehr rührte.

Niemand war Zeuge, wie er sie in den nächtlichen Vorgarten trug und an einen der Tische setzte, das Kleid hochgeschoben, dass man ihren blutverschmierten Schoß sah. Die Leute sollten wissen, dass er sie besessen hatte. Den Ring zog er ihr ab.

So war es beim ersten Mal, und so war es immer wieder, wenn das Verlangen zu groß wurde und es nur einen Weg gab, es zu befriedigen: mit einer jungen, blonden, blauäugigen Frau und einer Kälberkette.



Pierre Frei

Onkel Toms Hütte, Berlin

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43113-3

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2005

Im Berlin der frühen Nachkriegszeit treibt ein Serienmörder sein Unwesen. Ihm fallen vier Frauen aus unterschiedlichen Milieus zum Opfer: eine UfA-Schauspielerin, eine Psychiatrie-Krankenschwester, eine Prostituierte und eine Adelige im Auswärtigen Amt. Sie sind alle jung, blond und werden brutal zugerichtet und erwürgt.



[Der Titel im Katalog](#)